

Meine Herbstgeschichte

Wenn man als Kind auf dem Lande aufgewachsen ist, dann sieht man den Herbst etwas anders als nur mit bunten Blättern und Spätsommersonne.

Für Landwirte war früher der Herbst eine sehr arbeitsreiche Zeit. Die Getreideernte war eingebracht und teilweise musste das Getreide noch gedroschen werden. Als Kind half ich dabei fleißig mit. Opa bediente die Strohpresse, Vater kümmerte sich um das Wechseln der Getreidesäcke, Mutter gab vom Wagen die Garben herein, ich nahm sie ab und band sie auf. Dann übergab ich die Garben an meine Oma. Sie stand an der Dreschmaschine und legte das Getreide mit den Ähren nach vorn in die Dreschmaschine ein. Bei diesen Arbeiten gab es viel Staub und Schmutz – schmutzig waren wir alle und zwar nicht zu knapp.

Abends, wenn wir mit der Arbeit fertig waren, heizte meine Mutter den Kupferkessel in der Waschküche an, damit warmes Wasser zum Baden da war. Es gab eine „Volksbadewanne“ aus Zink. Derjenige, der als Erster in der Wanne saß, hatte großes Glück, denn wir mussten alle „durchgezogen“ werden. Das Wasser konnte nur zweimal gewechselt werden, mehr gab der Kupferkessel an warmem Wasser nicht her. Ich war immer die Letzte, egal, wie ich es auch anstellte. So begann ich Wasser aus der Regentonne zu schöpfen, um mich abzukühlen bzw. abzuduschen. Erst danach hatte ich das Gefühl, sauber zu sein. Besonders schlimm war die Reinigung, wenn Gerste gedroschen wurde. Die Grannen juckten ganz furchtbar und man wurde sie nicht wieder los.

War das Getreide gedroschen, hofften wir, dass das Wetter schön blieb, denn die Kartoffeln mussten noch gerodet werden. Nichts ist schlimmer, als wenn es beim Kartoffellesen auf die Hände regnet. Wieder waren alle Familienmitglieder gefragt. Auch diese Erntearbeit strengte mich sehr an, besonders, wenn ich die schweren Körbe in die Kartoffelsäcke auszuleeren hatte. Vom Bücken spürte ich meinen Rücken und die Füße schmerzten vom Hin und Her auf dem Acker. Da kamen die Pausen gerade recht. Wir saßen am Feldrand und aßen unser Brot – es war von meiner Oma selbst gebacken, frisch und knusprig und duftete – einfach lecker. Dazu gab es eine dicke Scheibe Blutwurst oder Sülze. Das war das Schönste, was man sich vorstellen konnte. Nie hat mir Trockenbrot so gut geschmeckt und der Spruch „Trockenbrot macht Wangen rot“ passte wie noch nie. Ich erinnere mich, dass wir einmal unseren Versorgungskorb nach der Pause stehen gelassen und weiter gearbeitet hatten, als eine Elster ein Frühstückspaket stibitzte und auf und davon flog.

Wenn die Kartoffeln im Keller waren, es wurde jeder schöne Tag ausgenutzt, kamen die Futterrüben an die Reihe. Da war es meistens schon Oktober und das schlechte Wetter begann. Oft ging es mit Regenbekleidung und Gummistiefeln auf das Feld. Meine Aufgabe war es, die Rüben herauszuziehen, seitlich auf Haufen zu legen, aber so, dass der Dreck der einen Reihe nicht auf die Blätter der anderen Reihe fiel. Meine Mutter musste sie ja wieder aufnehmen und mit der Sichel oder einem großen Messer die Blätterkuppen abschlagen und dann auf separate Haufen werfen. Abends kam mein Vater mit dem Fuhrwerk und wir luden die Rüben gemeinsam auf den Wagen. Was nicht abgefahren werden konnte, deckten wir mit Rübenblättern ab, falls es Nachtfrost gab.

Am ersten Novemberwochenende wurde bei uns Kirmes gefeiert. Bis dahin musste die Rübenernte abgeschlossen sein. Das war ein ungeschriebenes Gesetz, nach dem wir uns alle richteten. Rüben, die nicht mehr in den Keller passten, brachten wir in Mieten unter. Dazu wurden große Erdgruben ausgehoben und mit Stroh ausgehoben. Die Rüben kamen hinein und wurden mit Erdreich abgedeckt. So konnten sie bis zum Frühjahr gehalten werden.

Wenn alle Feldfrüchte geerntet waren, konnten wir den Kirmeskuchen und den guten Braten in aller Ruhe und in Frieden genießen. Wir hatten es uns verdient. Meine Oma war eine gute Köchin und Backfrau. Der Kirmeskuchen auf ganz großen runden Blechen gelang ihr besonders gut.